

Aus der Werkstätte des Mundartdichters

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Werkstätte des Mundartdichters

Rede Prof. Dr. Georg Thürers vor der 50. Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins am 20. Februar 1955 in Burgdorf
Freunde und Hüter der deutschen Sprache!

Veranstalter von Dichterabenden baten mich oft, dem Lesen aus eigenen Werken einige Gedanken über mein Schaffen vorangehen zu lassen. Ihr Obmann hat davon gehört und gewünscht, ich möchte eine solche Rechenschaft in Ihrer Mitte wiederholen. Nach einigem Zögern sagte ich gerne zu und danke Ihnen für das Vertrauen, mit welchem Sie mich nun auf dem Gange durch meine Werkstätte begleiten wollen. Ehe wir aufbrechen, bitte ich Sie indessen, zweierlei zu bedenken, um Form und Inhalt meiner Rede richtig einschätzen zu können. Wie Sie hören, bediene ich mich der Schriftsprache. Es geschieht nicht, weil ich der Mundart Kraft und Feinheit für diese Darlegung nicht zutraute — meistens trage ich die entsprechenden Gedanken in Mundart vor —, sondern weil ich weiß, daß meine Sprachheimat, die Talschaft Glarus, nur den hundertsten Teil der alemannischen Schweizer stellt und viele daher ihre altertümliche, singende Bergmundart nicht durchwegs verstehen. Um so schärfer werden sich die Proben in Mundart von der schriftdeutschen Erklärung abheben. Bei der Wahl der Beispiele halte ich mich zur Hauptsache an Verse und Profastellen aus meiner eigenen Dichtung. Bitte, legen Sie mir diese Auslese nicht als Unbescheidenheit aus. Sie ist durch den Auftrag gegeben, doch weiß ich aus vielen Gesprächen mit Dichtern anderer Sprachkreise, daß manche Bemerkungen über mein Schaffen stellvertretend für die ganze Gruppe der Mundartdichter gelten.

Beim Blick auf meinen sprachlichen Ursprung muß ich eine Merkwürdigkeit festhalten. Glarnertüütsch, die Sprache meiner Dichtung in Schweizerdeutsch, unserer eigentlichen Muttersprache, war nicht die Sprache meiner Mutter. Diese Frau, welche mich sprechen und dank ihrer Erzählgabe später auch sprachkünstlerisch empfinden lehrte, war eine Davoserin. Alle meine vier Urgroßväter waren Bündner Bergbauern, drei davon Freie Walser, und die Großväter, bei denen ich schöne Buben Sommer verbrachte, bestellten ob dem Rhein und ob der Albula sehr einsame Höfe an der rätoromanischen Sprachgrenze. Das weckte in mir recht früh den Sinn für das Nebeneinander zweier Sprachen. Dazu trat in meinem dritten Lebensjahre

die Zweisprachigkeit innerhalb meines Lebenskreises. Seit der Übersiedelung unserer Familie aus dem Kanton Graubünden ins mittlere Glarnerland blieb das Bündnerdeutsch die Hausprache, während das Glarnertüütsch als Sprache des Spielplatzes und später des Schulweges hinzukam. Es mag sein, daß sich dieses Nebeneinander in meinen eigenen Reden zunächst als Hemmung auswirkte. So konnte ich bei meinem ersten Schulgang zwar schon die Zeitung lesen, aber zur Bekümmernis meiner Erzieher keinen ordentlichen Satz bilden.

Mit dem Glarnertüütsch ging mir eine Welt auf, meine Welt, wenn ich so sagen darf. Der Glarner Bauer nennt seinen Grund und Boden „Welt“. „Er hät schüüni Wält“ heißt: er hat ein schönes, ertragreiches Gut. In dieser Glarner Welt war also das Glarnertüütsch die Weltsprache. Sie reichte immerhin so weit man sah, d. h. von den Silberhäuptern des Freibergs, wo das Bergwild die älteste Freistatt der Alpen besaß, bis zu den Bergen, die sich aus dem blauen Walensee erhoben und vom jagenbesiedelten Schlassfai hoch oben am Schilt bis hinein in das Klöntal, woher winters, wenn während eines Vierteljahres kein Sonnenstrahl auf den Seespiegel fiel, die meterdicken Riesenkristalle aus Eis zutal geführt wurden. Staublaminen brausten vom Wiggis über unser Dorf hinweg. Wenn sie auch vom Glärnisch her donnerten, so galt es als ein untrügliches Zeichen des nahen Frühlings, der die Flühe erst mit den Felsenaurikeln und später mit Feuerlilien und Silbergräsern schmückte. Der Lenz brachte zwei Feiern, die uns Knaben seelisch eigentlich prägten. Wohl war der Eindruck, der sich Jahr für Jahr wiederholte und vertiefte, zunächst vaterländischer Art, aber das Staatlich-Heimatliche ließ sich vom Sprachlichen gar nicht trennen. Zur Erinnerung an die Freiheitsschlacht von Näfels (1388) zog das Glarnervolk anfangs April auf die Walsfai. Dort hielten der Landammann oder der Landesstatthalter eine politische Ansprache und ein Geistlicher eine Predigt. Diese Reden wurden darauf in den Gaststuben von Näfels und hernach noch wochenlang talaus, talein gewiß nicht weniger eifrig erörtert, als einst die alten Griechen ihre großen Staatsreden besprächen. Uns Knaben aber packte noch viel stärker der vom Ratschreiber verlesene Fahrtbrief, der ein halbes Jahrtausend alt war und gleichsam die Saga der Heimat darstellte. Sein Deutsch besaß noch von jener Urkraft, welche das ja jedem Sprachfreund bekannte Näfelslied beseelte, das später an der Fahrt gesungen wurde.

Wenige Wochen hernach folgte die Landsgemeinde im Hauptorte Glarus. War bei der „Fahrt“ nach Näfels der Gang das Wesentliche, so war es hier der „Ring“:

In weitgeschwungenen Kreisen umstanden über fünftausend Mann den Landammann, der sich auf das Landesschwert stützte. Zu seinen Füßen scharten sich als innerster Ring die Knaben des Landes. Ich war jedes Jahr zugegen und sehe noch vor mir die hochragende Gestalt des Landammanns Eduard Blumer, der als großer Staatsmann wahrhaft weise Reden hielt, wenn er die Tagung mit einer schriftdeutschen Ansprache eröffnete, und nicht minder kräftig war sein Glarnertüütsch, in welchem er die oft mehr als zweistündige Aussprache leitete. Um in echt demokratischer Weise jede Scheu vor der Mitsprache an entscheidender Stelle in der großen politischen Stunde des Jahres zu beheben, wurde nur in Mundart befürwortet und entgegnet. Weh dem, der ins Schriftdeutsche abglitt! „Abe mitem!“ war der Ruf, der ihn von der „Bühne“ oder vom Abstecher ins Schriftdeutsche zurückholte. Ja, da hatte das Volk das Wort, sein Wort! Diese Mundart war eine Männersprache von Geblüt. Wer auf einem solchen Landsgemeindeplatz geeicht worden ist, lacht über den Unverstand, mit dem etwa behauptet wurde, die Mundart sei bloß eine Lantensprache; nein, sie war uns eine Vätersprache, eine Staatsvätersprache. Gottfried Keller, der unserer Mundart mehr verdankt als sie ihm, würde sie nie eine Titti-Tätti-Sprache gescholten haben, wenn er einmal die Luft einer gesunden Landsgemeinde geatmet hätte. Gewiß vermag nicht jeder Redner die Sätze umzuschmelzen, die er in der gleichen Sache für die Zeitung schrieb. Aber immer wieder bricht es aus der Tiefe des Volksgemütes auf, was die echte Mundart zu leisten vermag. Und wer als Freund der lebendigen Sprache zuhört, vernimmt in jeder Rede und Gegenrede von Wildheuern und Fabrikarbeitern den großen und wahren Grundton, der auch im vaterländischen Liede angeschlagen werden darf. Nicht nur im scherzhaften Liebeslied, wo er ja kaum je bestritten wurde. So gilt denn auch für die Mundart, was Gottfried Keller mit einem Seitenblick auf Goethes „Römische Elegien“ in einem Briefe an Kinkel schrieb: „Es skandiert sich am Schwertgriffe der Freiheit mindestens so leicht als auf dem Nacken einer Römerfrau.“

Lassen wir nun die Sprache für sich selber sprechen. Ich lese Ihnen ein Gedicht, das gerade der Landsgemeinde gilt. Es entstand vor mehr

als zwanzig Jahren und hat nicht alles Unbändige verwerkt. Allein, wir wollen die Frühtriebe nicht verleugnen.

Landsgemeinde

Ich ha di dritte Hose treit,
Wo mich e Puur hät gfraaget:
He, Bueb, du chunnst a d'Gmei bimeid?
Due hanis hurtig gwaaget.
E Risewald vu grade Tanne!
Wie Stämm stühnd Bei a Bei,
Und eine rüeft us tuusig Manne:
He, Bueb, gihst d' Landsgmei?

Bil Landrät träaged schwarzes Gwand,
Zwy Weibel d'Standesfarbe.
Der Schwörstab naachet, ds Schwärt
Es wüft vu vile Narbe. [vum Land
Und d' Trummler wirbled eis, das tüünt
Wie rumplig Bachbettstei.
Der Frühlig orglet. Los wie's fühnt!
Es Vorspül der Landsgmei.

Im Härz vum Bolch, grad zmittst im
sim-mir as Buebe gstande [„Ring“
Und händ der Aernscht i Landesding
Mit offnem Gmüet verstande.
Ich gspüürs nuch hüt: Isch d'Reed vum
So bi-n-ich nie allei. [Staat,
Ich rüefe chrestig, rede grad.
E Schuel bist, Landsgmei!

Sa, siithär gihnis überal,
Am Wildheu-Fels, bim Mäje,
I Isebah, Maschinesaal,
Bim Rüüte und bim Säje,
Ob ein' mit Gält, mit Rosse schafft,
E jede gmerggts echlei:
Mer stühnd i großer Gnossenschaft,
Au ds Wärsch isch Landsgmei.

Us alli bindt der heilig Schuur
Der Härz gott isch üs Züüge.
Und wer ne bricht, sigs Heer, sigs Puur,
Tuet Land und Bolch betrüüge.
Er isch e tumms, meineidigs Ehind,
Grad wie-ne uugschalts Ei.
Es Windblatt, wo kei Halt mih findt.
Der Stamm fählt: D' Landsgmei!

Ich bi i graaber Wätternacht
Dur Frydhofwäggl gloffe.
Mängs Chriشتهchrüüzli chnoorz und
[chracht
Und d' Totebäum sind offe.
Sind d' Gripp nüd langsam füre chuu?
Das pfsyt dur Maarch und Bei.
Es hät eim schier der Uate gnuu:
He, Mäntsch, gspüürsch d' Landsgmei?

Das isch es Bolch vu Maa und Wnh,
Uf Hööfe, i Fabrigge.
's chrüücht jedes us em Mueterlyb,
Und jedes mues verstigge.
Der ei holt d' Laui, dise d' Sicht,
Und gahet es Gld üs hei,
Isch eim, die Mäntschechetti bricht,
Der Läbring, d' Landsgmei.

Nei, Bolch, du bist e starche Wald,
Bewachstisch söttig' Wunde.
Du chasch, wänn hüt das Alti fallt,
U Juced more gesunde.
Bil nüi Gsichter, nüi Füüscht
Bim Schuur im neechste Mai,
Das eltischt Bluet ruuscht wie das nüüscht.
Es Jungbad — d' Landsgmei.

Im Augschte find di hellschte Nächt.
 Wie Saatguet falled d' Stärne.
 Der Schwyzergrund treit frñ jis Nächt.
 Zum „Zuuplaß“ bis gu Bärne.
 Bu-allne Zine-n-abe zündts,
 Zum Fire bis zum Rai,
 Rotglüjig i de Seele brünnts —
 Händ d' Fiiür hüt Landsgmet?

È Bueb chunnt, wo-ne-Buurdi treit,
 Hüt will ja alles holze.
 Und Stolz und Haß find abegleit,
 Im Bundesfüürwärg gschmolze.
 He, Bueb, gib dini bruuni Hand!
 Mer gühd zum Gipfelstei.
 Ich düüt der d' Fiiür und ds Waterland. —
 He, Bueb, gfihsch d' Landsgmei?

Denken Sie nun aber nicht, die Schilderung einer Landsgemeinde oder aller Dinge, die in ihren Erlebniskreis gehören, sei das Vorrecht oder gar das Alleinrecht der Mundart. Ich wohne seit vierzehn Jahren im Lande Appenzell, wo der Landsgemeinde eine wahrhaft erhebende hochdeutsche „Ode an Gott“ vorangeht: „Alles Leben strömt aus Dir“. Nicht in dieser machtvollen Einfachheit des Chorales, sondern in der gleichsam gebosselten Sprache des Kunstgedichtes schrieb ich meinen „Degen-spruch“. Zum Verständnis sei vorausgeschickt, daß mir mein Vater am Hochzeitstage einen in der Familie fortgeerbten Söldnerdegen mit der Inschrift „Suum cuique“ schenkte, da er wußte, daß ich im Appenzellerlande wohnen werde, wo die Seitenwehr an der Landsgemeinde als Ausweis der Stimmberechtigung gilt.

Daß mein Glarnertüütsch zwar bis zum Himmel empor, aber doch nicht weit über die Landesmarchen hinausreichte, erfuhr ich mit fünfzehn Jahren, als ich zur Ausbildung in ein Lehrerseminar am Bodensee reiste und den Eltern meine gute Ankunft heimmelden wollte. Ich verlangte in der Papierhandlung neben der Ansichtskarte auch noch „e Zächner-margge“, worauf man mir eine Zeichnungsmappe brachte. Jahrelang wohnte ich in einem einstigen Augustinerkloster. Mochten mir mitunter feine Gänge eng vorkommen, so war doch die Landschaft hell und weit. Die Sprache der Thurgauer lernte ich nicht. Die nahe Stadt Konstanz mit ihrer Bühne fesselte uns angehende Lehrer. Hochdeutsch waren auch die Verse, die ich damals niederschrieb. Nur vereinzelt tanzte ein Mundartliedchen dazwischen. Als ich mir im 17. Jahre ein Herz nahm, um an Meinrad Lienert zu schreiben, da wandte ich mich nicht an den Meister des „Schwäbelpfyffli“, sondern an den Erzähler unserer Sagen, die es mir angetan hatten. Ich habe den großen Dichter auch während meiner Zürcher Studienjahre nie aufgesucht. Ich hätte ihm ja kaum ein nennens-

Degenspruch

In heldischen Jahrhunderten
Trug mein Ahn den Degen.
Wenn Freund und Feind sich wunderten
Der Kraft,
Hielt er den Spruch entgegen:
Das schafft
Der blanke Waffensegen.
Da steht was ich meine:
Jedem das Seine:
Suum cuique.

Als wir die Hochzeit feierten,
Trat zum Tisch der Vater.
Nach Wünschen schönverschleierten
Beim Mahl
Ein Weilchen Ernst erbat er
Dem Stahl,
Empfahl ihn als Berater:
Hier steht es im Erze,
Was jeder beherze:
Suum cuique.

Zur Landsgemeinde Jahr für Jahr
Trag ich meinen Degen,
Und steh ich in der Männerschar
Am Ort,
Bemeß ich Für und Gegen
Am Wort
Des Römers allerwegen.
So gilt uns im Rechte
Wie einst im Gefechte:
Suum cuique.

„Der Ahorn“, neue Gedichte von Georg Thürer,
Tschudy & Co., St. Gallen, 1955.

wertes eigenes Erzeugnis bringen können, das ihm als Zeugnis für weiterwirkende Mundartdichtung willkommen gewesen wäre.

Erst im Jahre seines Todes, im Schicksalsjahre 1933, gab es eine jähe Wendung in meinem Leben und Schaffen. Dabei wirkte mancherlei mit. Ich arbeitete damals in der zweisprachigen Stadt Biel, wo die Sprachgrenze mitten durch unser Schulgebäude an der Alpenstraße ging. Mächtiger aber als das Französische zog mich das Bärndüütsch an, das dank der bahnbrechenden Arbeit von Gotthelf, Rudolf von Tavel und Otto von Grenerz auch als Buchsprache sehr ernst genommen und freudig gepflegt wurde. Hier stand ein Volk treu zu seiner Art, auch zu seiner Mund-Art. Diese Haltung packte und weckte mich, um so mehr, als in jenem Jahre alles zum Entscheide drängte. Im Norden stieg Hitlers Stern empor, der mehr Leuten, als es heute wahrhaben wollen, damals ein Polarstern erschien, um den sich alles zu drehen hatte. Je unheimlicher nun die leidenschaftlichen Reden hochdeutsche Lügen in die schweizerischen Stuben hereinfunkten, um so heißer war der Wunsch nach dem Gespräch unter uns, in einer anders getönten Sprache. Zur Anteilnahme am allgemeinen politischen Geschick traten aufwühlende persönliche Erlebnisse, die nach einer unmittelbaren Aussage drängten. Damals entstanden in rascher Folge viele der Verse, welche in mein „Stammbuech“ eingegangen sind. So ereignete sich das Merkwürdige, daß die meisten meiner glarnerdeutschen Frühgedichte unter Turatannen geschrieben wurden.

Dieser Durchbruch zur Mundart weitab von der Gegend, in welcher sie gesprochen wird, ist indessen gar nicht eine seltene Ausnahme. Nicht im geliebten Schwarzwald, „wo jeder Vogel oberländisch pfeift“, sondern im langweilig angelegten, fernen Karlsruhe schrieb Johann Peter Hebel seine „Alemannischen Gedichte“, und auch Meinrad Lienerts Lyrik ist zu einem guten Teil nicht im Schatten der Klostertürme von Einsiedeln gesungen worden, sondern er war seiner Sihl bis zu ihrem Einfluß in die Zürcher Limmat gefolgt und schrieb dort einsiedlerisch. Oft genug aus Heimweh. Das Heimwili, d. h. jenes Mädchen, das heimwollte, ist denn auch seine kleine Muse geworden. Jedes seiner sechshundert Mundartgedichte war ja ein Heimweg — er dichtete sich heim, oder er holte die Heimat in sein Gedicht. Von Otto von Grenerz stammt das schöne Wort, daß die Mundart ein Stück Heimat sei, das man in die Fremde mit-

nehmen könne. Frage ich mich nach dem Grund, weshalb offenbar recht häufig die Mundartdichter mit ihrem Schaffen auswärts einsezen, so finde ich folgende Erklärung: die Mundart ist dortzulande eben nicht das Alltägliche, sondern etwas anderes, räumlich Ferneres, aber zugleich auch etwas seelisch Näheres und Jugendverschöntes obendrein. Jeder aufmerksame Beobachter weiß, wie z. B. eine vom Lande stammende Dienstmagd, welche sich in der Stadt der Sprache ihrer Herrschaft längst angeglichen hat, bei unvermuteten Ereignissen oder erschütternden Nachrichten in die Sprache ihrer Kindheit ausbricht, es sei in Flüche, Worte des Schreckens oder des Entzückens. Das Ursprüngliche durchbricht auffallend die glatte Oberschicht des Angelernten. Die Sprache, in der wir bei frühen Schmerzen und Freuden klagten und jubelten, ist wiederum da. Die Urlaute! Der Dichter steht in dieser Reihe; auch er untersteht diesem Gesetz. Und er wird das Kind in sich nicht schweigen heißen. Er wird auch nicht in die Sprache der Bücher übersetzen, was das Herz in seiner Sprache sagt, welche vor dem Buche da war.

Es läge nun nahe, das hohe Lied der Glarner Mundart anzustimmen. Ich will es nicht tun, eingedenk der Tatsache, daß jeder von Ihnen seine eigene Mundart kaum weniger liebt und wohl ebenso eifrig preisen würde. Daß man die Muttersprache so wert hält wie seine Mutter, ist ja rührender Kindesdank. Um eine Sprache über die andern erheben zu können, müßte man sich zunächst auf die Merkmale einigen, welche eine Sprache auszeichnen. Wenn dabei der Klang der Rede, die Bildhaftigkeit und die Formenfülle als Tugenden anerkannt würden, so hätte das Glarnerdeutsch einige Aussicht, in diesem Wettbewerb der Sprachen in die Kränze zu kommen. Es ist eine singende Bergmundart, reich an Zwischentönen und gesegnet mit einem Bilderschatz und mehr noch: voller Präglust, was sich geradezu unerschöpflich im Erfinden von Übernamen auswirkt. Dennoch darf man dem Völklein, das diese Mundart spricht, keineswegs eine besondere musische Begabung nachrühmen. Es ist vorab „gwehrig und gwirbig“, hat das Bergtal doch über tausend Offiziere in fremde Kriegsdienste entsandt, ehe es zum industriereichsten Alpental geworden ist. Heute steht es mit Solothurn an der Spitze der Kantone mit der größten Fabrikarbeiterzahl. Zweifellos war der Ehrgeiz der Begabten, eines Tages „es Redli a der Linth“ zu haben, das heißt durch den Talfluß oder die abgeleiteten Kanäle ein

Werkrad treiben zu lassen. Der Gestaltungsdrang formte Anlagen und Werke gewerblicher, nicht künstlerischer Art. Die Farben- und Formenfreude leuchtete wohl von den „Türggenschappe“ der Glarner Buntdruckerei im Morgenland; daheim aber trug man blasses oder matt-dunkles Gewand. Im Fabrikarbeiter verkümmerte alte Bauernkultur. Wo früher das alte Sernftaler Lied „Stets in Trure mueß i läbe“ gesungen worden war, mutete das Liebesleben der jungen Arbeiterleute oft karg an. „D Lüüt säged, mir gienged mitenand. Wettisch, es wär wahr?“ So lautete die Werbung, in welcher sich seelische Scheu und Kargheit des Herzens mischten. Bisher gab es in der Glarner Mundart kaum eine eigentliche Dichtung. Da waren wohl etliche muntere Dorfgeschichten, und aus Schulbüchern waren uns volkstümliche Heimatgedichte geläufig, aber keiner hatte den Bann gebrochen, wie Josef Reinhart es im Solothurnischen oder Adolf Frey und Sophie Haemmerli-Marti im Aargau getan hatten. Freilich, darunter litt ich keineswegs. Es erfüllte mich vielmehr mit stiller Freude, in einer Sprache zu dichten, die poetisch nicht „vorbestraft“ war. Jeder junge Dichter steht in der Gefahr, bewußte oder unbewußte Anklänge gelesener Verse in seinen Gedichten mitschwingen zu lassen. Schiller wies den überheblichen Dilettanten dieser Art in die Schranken. „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“ Dieser Gefahr sah ich mich so gut wie enthoben. Glarnertüütsch war keine Dichtersprache. Ich fühlte mich damals, wenn ich ein mundartliches Wort wog, ob es für einen Vers taugte oder nicht, oft buchstäblich als Urheber. Natürlich hatte auch ich wenn nicht Väter so doch Paten. Dankbar entsinne ich mich der Stunden, in denen ich der „Madlee“ Hermann Burtes begegnete, und vielleicht am allermeisten verdanke ich dem Umgang mit Walter von der Vogelweide. Ja, hätte ich einen Wunsch an das Schicksal frei, ich wüßte nichts Schöneres, als im Gespräch mit diesem Sänger dem jungen Rhein entlang zu wandern.